

Richard von Soldenhoff  
Die Teiche am Haus

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-89969-178-8**

Copyright © 2014 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: Richard von Soldenhoff

Mazurka-Noten: © 2014 by Richard von Soldenhoff jun.

[www.principal.de](http://www.principal.de)

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

**Richard von Soldenhoff**

# **Die Teiche am Haus**



**PRINCIPAL VERLAG**

Der Autor:

Richard von Soldenhoff wurde 1947 in Polen geboren. Mit elf Jahren kam er nach Deutschland, wo er nach einer Maurerlehre mittlere Reife und Abitur machte. Er studierte Jura und Pädagogik, wurde Jurist, später Lehrer. Seine Biografien über Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky fanden in Deutschland und im Ausland große Beachtung. Er gab Tucholskys Werke heraus und richtete umfangreiche Ausstellungen über ihn in Berlin, Zürich, Salzburg und Wien ein. Er schrieb Bücher über Erziehung, die Nazizeit, Literatur, Menschen und Gärten. Heute lebt Richard von Soldenhoff als freier Publizist im Münsterland, ist verheiratet und hat einen achtzehnjährigen Sohn.

Sein Traum war seine Antwort.  
Die Musik war sein Mittel.  
Größe, Schönheit gegen Größenwahn  
und Niedertracht.

Gewidmet meiner Frau Christiane  
und meinem Sohn Richard.

Charakteristisch für einen Menschen ist das,  
was ihm selbstverständlich ist.

Kurt Tucholsky

# Inhalt

TEIL EINS	9
Maximilians Mazurka	
Slebowo	11
Posen	29
Berlin-Tempelhof	55
TEIL ZWEI	73
Das Klavier der Mutter	
Onkel Stan	75
Warschauer Sinfoniker	90
Helena	110
Entschlüsse in Posen	132
Berlin	147
TEIL DREI	167
Dirigent, flieg ...!	
La Verna	169
Francesca	189
Ein Haus in Mailand	213
Gastspiele	233
Epilog	262



TEIL EINS

MAXIMILIANS MAZURKA

# Mazurka

Maximilian

Klavier

*mf*

*f*

*8va*

*rit.*  
*a tempo*  
*mf*

Die Teiche am Haus waren zugefroren und der Park war zugeschnitten. Das große Haus mit den beiden Ecktürmen und der breiten Freitreppe lag in einer märchenhaften Winterwelt, auf die lautlos und federleicht immer neue Schneeflocken fielen.

Maximilian hörte nicht das leise Prasseln im Kamin. Gedankenverloren strichen seine Finger über die glatten Tasten des Flügels, und in eine Abfolge von Tönen, die nur er hörte, mischte sich der Gedanke an seine Eltern, die am Nachmittag zurückkehren würden. Er freute sich auf sie, weil er große Lust hatte, ihnen sein neues Klavierstück vorzuspielen, an dem er schon gestern und vorgestern gearbeitet hatte. Auf das Stück war er richtig stolz, auch wenn er wusste, dass es ein wenig an Chopins Mazurka erinnerte. Er war gespannt darauf, ob sie das heraushören würden. Verträumt lächelnd ließ er seine Finger noch einmal über die Tasten tanzen.

Es wird ein guter Tag werden, dachte er. Am Nachmittag wollten sie alle im Schlitten zu den Sobieskis herausfahren, wo er Anja wiedersehen würde. Mit Anjas Geigenbegleitung war es doppelt schön, Klavier zu spielen. Am meisten freute er sich auf die Schlittenfahrt mit seinen Eltern, wie immer eingewickelt in weiche Decken und geschützt von ihren dicken Pelzen.

Die Landschaft mit ihren Seen und Birken- und Kiefernwäldern war ihm gut bekannt, so gut wie viele Straßen zu Hause in Posen.

Maximilian konnte sich nicht erinnern, jemals woanders seine Ferien verbracht zu haben als bei seiner Großmutter in Slebowo. Seine wohlbeleibte Großmutter, die er Babcia Fujarka, Oma Flöte, nannte, weil sie ihm zuliebe auf ihrer kleinen Zauberflöte vorspielte, war seit vielen Jahren herzkrank und oft ermüdet. Meistens sah er sie bis zum Mittagessen nur in den Kissen ihres Himmelbettes liegen, wo er ihr morgens zur Begrüßung die Hand küsste und sich von ihr die Wange tätscheln ließ. Sie war lieb und freundlich zu ihm, hatte aber,

vielleicht wegen ihres Leidens, kein besonderes Interesse daran, was er tat oder was ihn beschäftigte. Ihm war das ganz recht, weil es niemanden gab, der ihm das Leben hätte schwer machen können. Bis auf seine Tante, Ciocia Wjera, die von seinen Eltern die Aufgabe einer Gouvernante übernommen hatte und stets gemeinsam mit ihm aus Posen in die Schulferien reiste.

Im Grunde machte auch sie ihm das Leben nicht wirklich schwer, weil sie nicht nur ein herzenguter Mensch, sondern ein klein wenig naiv war. Außerdem frömmelte sie sehr, was ihr Zucht und Härte von alleine verbot. Ihre Bemühungen, ihm gutes Benehmen beizubringen, nahm der Junge hin, wie er auch die heilige Messe in der Kirche hinnahm. Vielmehr fand er ihre Anwesenheit ganz praktisch, wenn sie ihm zum Beispiel auf der Zugfahrt half oder ihn, was hin und wieder vorkam, vor dem strengen Gutsverwalter verteidigte.

Das Gut seiner Großmutter war für seine Begriffe unendlich groß. Das Land reichte so weit er sehen konnte. Es grenzte an andere Güter der Familie seiner Großmutter, sodass er stundenlang mit der Kutsche fahren konnte, ohne auf fremde Ländereien zu stoßen. Im Sommer unternahm er Ausflüge zu seiner Tante Danuta nach Dulsk, die ihn gern mit Äpfeln und guten Ratschlägen beschenkte, oder zu seiner Tante Gosia nach Smuszewo, die einsam, aber mit einer Meute Windhunde, in einem Schloss mit sechs runden Türmchen lebte. Oder, wie heute, zu den Sobieskis, einem Ehepaar mit besonderem Humor und einer Tochter, die zwei lange Zöpfe hatte, doch ansonsten für ihr Alter merkwürdig normal war.

Dafür dass ich in drei Wochen zehn Jahre alt werde und Anja zwei Jahre jünger ist als ich, ist sie sogar viel vernünftiger als die meisten Jungen, die ich kenne, dachte Maximilian.

Er war für sein Alter weder besonders groß noch besonders klein, weder dick noch dünn, weder laut noch leise. Er wäre ein unauffälliger Junge gewesen, wenn sein schulterlanges Haar nicht verraten hätte, dass er einen unabhängigen Charakter haben musste, denn außer ihm trugen alle anderen Jungen Ende der Dreißigerjahre straffe, kurze und streng

gescheitelte Haare. Die Frisur trug er nicht seinen Eltern zuliebe, er gefiel sich selbst so am meisten. Sein Haar war dunkel, fast schwarz, mit dem rötlichen Schimmer reifer Kastanien. Frauen bewunderten ihn gern, nicht zuletzt seiner dichten, leicht gewellten und schimmernden Haare wegen. Die Farbe seiner Augen war dunkel, je nachdem wie das Licht fiel, schienen sie schwarz, dunkelbraun oder, und das war das Sonderbare, grün wie Türkis zu sein. Seine Augen drückten Ruhe, Sicherheit und Konzentration aus. Meistens blickten sie zurückhaltend, aber immer neugierig und forschend. Niemand hatte Maximilian bisher gelangweilt gesehen, wohl abwesend, wenn er im Geiste Musik hörte oder irgendwelche merkwürdigen Dinge konstruierte. Dann konnte es sein, dass er in Gedanken weit weg war.

Am auffälligsten waren seine Hände. Er hatte große Hände und lange Finger. Sie waren nicht so feingliederig wie häufig bei Pianisten, sondern kräftig, fest und wohlproportioniert, eher wie die eines Handwerkers oder Bildhauers. Er konnte sie tanzend über die Tasten bewegen und er konnte sie auch kraftvoll darauf niederschmettern. Wenn er seine Finger auf die Tastatur legte, verrieten sie gleichzeitig Spannung und Gelassenheit. Nein, der Junge hatte keine Pianistenhände. Doch solche, die sehr wohl das Piano beherrschten, die vor allem dafür wie geschaffen schienen, sicher und fest zuzupacken. Er hatte niemals die typischen Patschhände eines Kindes gehabt, sie waren eigentlich von jeher unabhängig eines bestimmten Alters, denn sie waren ganz und gar Ausdruck und Kennzeichen seines innersten Wesens. Es machte ihm Spaß, sie zu gebrauchen, und er wäre erstaunt gewesen, wenn ihm jemand den Ratschlag gegeben hätte, sie mehr zu schonen.

Vielleicht war es die Standuhr, vielleicht war es ein anderes Geräusch im Raum, das ihn aufschreckte und daran denken ließ, dass es höchste Zeit war, sich umzuziehen, wenn er mitkommen wollte, um seine Eltern rechtzeitig vom Bahnhof abzuholen. Bis zur Bahnstation in Znin würden sie mit dem Schlitten bestimmt eine gute Stunde brauchen. Maximilian

zog die dicksten Sachen an, die er besaß, nahm alle Wolldecken, die auf dem Sessel lagen und sauste die Treppe hinunter.

Der Kutscher pfiff, knallte laut mit der Peitsche und die frierenden Pferde zogen stampfend an, bis sich der Schlitten knirschend und ächzend in Bewegung setzte und sie die kleine Steinbrücke überquerten, die die beiden jetzt unsichtbaren Teiche voneinander trennte. Von einem Weg war keine Spur zu sehen. Zäune und Gräben waren vom Schnee unkenntlich verweht. Hätte sich der Kutscher nicht so gut ausgekannt, hätten sie sicher schon nach zweihundert Metern umkehren müssen. Es wäre für seine Eltern unmöglich gewesen, dachte Maximilian, mit dem neuen Auto herzukommen, um ihn und Ciocia Wjera nach Posen zurückzubringen. Der Kutscher saß bald wie zu einer Eissäule erstarrt auf dem Bock, über und über mit Pelzen und Decken bedeckt, und ließ die Pferde traben, die ein gutes Gespür dafür hatten, was ein befahrbarer Weg und was ein zugewehrter Straßengraben war, aus dem sie alleine schwerlich herausgekommen wären.

Es war ein Sonnabend um die Mittagszeit und sie fuhren mutterseelenallein durch eine klirrend kalte, verzauberte Schneelandschaft, die vollkommen still war und in der die Stille durch die Geräusche des Schlittens noch verstärkt wurde. Einmal blickte sich der Kutscher nach Maximilian um. Als er sah, dass es dem Jungen gut ging, muckelte er sich tiefer in seinen Pelz ein, schloss die Augen und döste wieder ein.

Sie kamen auf der Bahnstation in Znin viel zu früh an. Der Vorsteher hob entschuldigend seine Schultern und teilte ihnen mit, dass der Schnellzug von Posen nach Bydgoszcz wohl wegen des Wetters mit Verspätung halten würde. Den beiden Ankömmlingen war das sehr recht, weil sie nun etwas Zeit hatten, sich in dem Warteraum aufzuwärmen, in dem es angenehmer war als eben unterwegs.

Ein lang gezogener Ton weit aus der Ferne verriet Maximilian, dass das Warten gleich ein Ende haben würde. Nichts hielt ihn mehr in der Wärme der Stube. Er ging hinaus auf den verlassenen Bahnsteig, wo er angestrengt in Richtung

der näher kommenden Lokomotivpfeife Ausschau hielt. Nach einer Weile erkannte er in einer Waldbiegung eine Erscheinung, die sich langsam auf ihn zubewegte. Aus dem blendenden Weiß des Schnees wuchs pfeifend und stampfend ein schwarzes Ungetüm heran, gänzlich von Dampf, Qualm und Rauch eingehüllt, kroch langsam an ihm vorbei, hüllte ihn in eine nach Kohlenruß riechende Dampfwolke ein und hielt schließlich quietschend, fauchend und stöhnend an.

Maximilian spähte in die vorbeiziehenden Fenster der Abteile, ohne die Gesichter seiner Eltern zu entdecken. Der Perron blieb leer, bis nach einer Weile im letzten Waggon eine Tür aufging und der Schaffner zwei Fahrgästen beim Aussteigen half. Maximilian winkte, und sie winkten zurück. Es war also doch keine Sinnestäuschung in der vom Dampf getrübbten Luft – da waren sie, seine Eltern. Dick eingehüllt in Pelze, mit großen Pelzmützen bekleidet, kamen sie beide winkend und lachend auf ihn zu. Elegante Erscheinungen sind sie, blitzte es dem Jungen durch den Kopf, trotz ihrer dicken Vermummung. Er war immer ein wenig stolz auf sie und jetzt vor allem froh, sie wiederzuhaben. Ohne viel zu reden beschlossen sie beim Einladen der Koffer, wegen der Kälte und des vielen Schnees nicht erst nach Slesowo zurückzukehren, sondern gleich den kürzeren Weg zur Familie Sobieski einzuschlagen.

Während der Fahrt im Schlitten musste Maximilian seinen Eltern Fragen über Fragen beantworten, so als wären sie eine unendlich lange Zeit getrennt gewesen. So sind sie, dachte er, behandeln mich dauernd, als sei ich ein kleines Kind, von dem man alles wissen muss. Trotzdem machte es ihm die allergrößte Freude, über die Begebenheiten der letzten Wochen zu erzählen und sie auf seine neue Komposition gespannt zu machen. Wie es seinen Eltern ergangen war, würde er vielleicht später zu Hause erfahren. Über sich selbst zu sprechen schien ihnen im Vergleich zu den aufregenden Erlebnissen des Sohnes nicht von Belang. Sie sahen in ihm durchaus kein kleines Kind, sondern ihr einziges Kind, das ihnen so wichtig war wie sonst nichts in ihrem Leben. Deshalb waren

sie so neugierig; im Grunde wusste der Junge das ziemlich genau, obwohl ihm manchmal ihr Interesse an ihm ein wenig übertrieben schien.

Es war noch kein Haus in Sicht, als sie von der verschneiten Straße abbogen und nach einigen Hundert Metern vor einem großen, schmiedeeisernen Tor anhielten, das der Kutscher nach beiden Seiten aufschwingen ließ. Der Park der Sobieskis war viel kleiner als der seiner Großmutter, dafür war er wie ein schöner Garten angelegt. Nun war davon nicht viel zu sehen, aber Maximilian wusste, dass sie gleich in einen langen Spalierweg einfahren würden, an dem im Sommer rote und gelbe Rosen blühten. Diese Rosenbögen zogen sich weit hin und wechselten später mit Spalierobst, weißen Clematis und verschiedenfarbigen Loniceraarten, sodass die Durchfahrt jedes Mal spannend und bunt war.

Pan Sobieski war ein passionierter Gärtner, der viel Zeit in seinem Garten verbrachte und immer neue Ideen und Effekte hervorbrachte. Selbst wenn jetzt sein Garten unter dem Schnee begraben war, merkte man, dass er gepflegt und wohlgeordnet war. Vielleicht war es der Garten, durch den der Schlitten sie gerade zog, der in Maximilian plötzlich eine Vorfreude auf den Sommer und warme Tage mit Dösen im Gras auslöste – am Teich sitzen und nichts tun, den Kunstfliegern unter den Vögeln zuschauen und Wolkenschlösser bauen. Er spürte ein warmes Gefühl in sich aufsteigen, auch wegen Anja, die er lange nicht mehr gesehen hatte.

»Maximilian! Mein Junge, was bist du groß geworden!« Pani Sobieska drückte ihn gerührt an ihre mächtige Brust und hauchte ihm einen Kuss aufs Haar.

Maximilian, vom Drücken und Herzen sichtlich verlegen, trat von einem Fuß auf den anderen und suchte in Anjas Augen um Unterstützung, die er jedoch zu seinem Glück von ihrem Vater erhielt, der seine Frau Magda sanft zur Seite schob, um ihm fest und betont männlich die Hand zu drücken.

»Max«, sagte er demonstrativ sachlich, »was macht die Musik?«

Pan Sobieski, ein hoch aufgeschossener, schlanker Mann mit einer leicht ergrauten Löwenmähne auf einem Gelehrtenkopf, hielt nicht viel von sentimental Redensarten, dafür aber viel von hintergründig-trockenem Humor.

»Wie wär's heute mit einem kleinen Konzert?«, fragte er verschmitzt lachend. »Hast du etwas Neues für uns? Anja hat, glaube ich, schon was vorbereitet ... Kinder, das wird bestimmt ein schöner Abend! Was meint ihr? Und ihr werdet das beste Publikum der Welt haben!«

Während das Mädchen seinen Freund an die Hand nahm und aus dem Mittelpunkt des Interesses ins Musikzimmer zog, gingen die Erwachsenen in den Salon, um sich aufzuwärmen und vor dem Essen einen ersten Plausch zu halten. Dort stand noch der geschmückte Weihnachtsbaum und auf einer Kommode lagen hübsch verschnürte Päckchen.

Im Hause Sobieski glaubte man an Tradition, Stil und Gastfreundschaft, und so waren die Räume und besonders das Speisezimmer festlich dekoriert. Dort waren seit Ankunft der Gäste die Zimmermädchen dabei, unzählige Kerzen anzuzünden und die Köchin verteilte geschwind auf der in Weiß gedeckten Tafel süße Piroggen, Mohnkuchen, Gebäck und Mohnklöße, eine Spezialität, die es nur zu Weihnachten gab und die heute selbstverständlich nicht fehlen durfte. Ein mächtiges Feuer im Kamin sollte die Besucher für die ausgestandene Kälte entschädigen und in Behaglichkeit tauchen.

Nach dem Essen wechselten die Kinder von Zeit zu Zeit geheimnisvolle Blicke und besprachen sich flüsternd; es war nicht zu übersehen, dass sie irgendetwas planten, was später eine Überraschung werden sollte. Die Eltern ließen sie gern nach nebenan ins Musikzimmer ziehen, auch wenn Jan, Maximilians Vater, es sich nicht verkneifen konnte, sie zu fragen, ob sie nicht die allergrößte Lust hätten, etwas heißen Kakao mitzunehmen. So war er immer, fürsorglich wie eine Mutter, was dem Sohn bei zwei fürsorglichen Müttern hin und wieder etwas viel wurde. Weil sie es gut meinten und nicht penetrant wurden, ging das meistens in Ordnung. Jaja, das sind meine Eltern, dachte er beim Hinausgehen, es sind ein bisschen vie-

le, aber lieb sind sie und lassen mich meine Sachen in Ruhe machen.

Die Überraschung gelang ihnen wirklich, als die Kinder ihre Eltern später zu sich ins Zimmer riefen, denn diese sahen eine am Klavier sitzende Anja und einen Pianisten mit der Geige, die er sich unter das Kinn geschoben hatte.

»Er muss Geige spielen, er muss Geige spielen, hört nur, was er kann!«, rief sie begeistert und zeigte mit beiden Händen demonstrativ auf den Jungen.

»Und Anja muss Klavier spielen, sie muss ...«, sagte Maximilian, zwar ohne die Geige vom Kinn zu nehmen, aber mit nichtsdestoweniger großer Überzeugung.

Dann begannen die beiden zu spielen, leise, fein, sich noch vortastend, und die Eltern mussten schlucken und husten, um nicht loszuheulen. So zart und rein kamen die Töne, so überwältigend der Anblick, so hingebungsvoll und versonnen waren die Gesichter der Kinder. Es war ein kleiner Ausschnitt nur aus Vivaldis Konzert ›L'estro armonico‹, aber er war himmlisch anzuhören. Die Eltern sahen sich fassungslos an.

Anja und Maximilian hatten schon früher häufig, ohne darüber zu sprechen, die Instrumente getauscht und sich gegenseitig ermutigt, weiterzuspielen und zu üben. Heute war die große Probe, heute sollte es sich zeigen, ob sie die Unterstützung der Eltern bekommen würden. Ohne die Ergriffenheit, die im Raum herrschte, zu stören, spielten sie weiter, stumm, gefasst und überglücklich. Sie spielten jetzt auf ihren eigenen Instrumenten.

Maximilian liebte immer noch die ›Träumerei‹ von Schumann und ›Für Elise‹ von Beethoven, zwei Stücke, die er vor Jahren begonnen und jetzt schon lange nicht mehr vorgetragen hatte. Anja hatte sich für diesen Abend ›Concertino in ungarischer Weise‹ von Oscar Rieding ausgesucht, ein Stück für Geige und Klavier, bei dem sie von Maximilian begleitet wurde, der es vom Blatt spielte. Es war nicht übermäßig schwer zu spielen, leicht war es aber auch nicht. Der Junge hatte zwar große Hände, doch sie waren immer noch nicht groß genug, um mit allen Passagen wirklich spielend fertig

zu werden. Dennoch war das ungarisch klingende Stück voller Spannung und Feuer und war überaus angenehm anzuhören. Als sie ihre Musik beendet hatten, sagte Anja leise, Max hätte da noch etwas ... etwas Eigenes ..., ob man das nicht vielleicht auch hören möchte ...

Die Neugierde und Erregung wuchsen, denn es war das erste Mal, dass eine Komposition des Jungen so feierlich angekündigt wurde. Bislang war es so gewesen, dass er seine eigenen Sachen einfach so vor sich hin spielte, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Die Anklänge an Chopins Musik waren nicht zu überhören. Niemand sagte es, weil das Ganze etwas überraschend Neues und Eigenständiges war. Man spürte und man ahnte, dass sich hier ganz offensichtlich ein sehr begabter Musiker ankündigte, vielleicht sogar ein neuer Komponist - wer wollte das heute wissen?

An diesem Abend fassten die Eltern den Entschluss, ihre Kinder später um jeden Preis aufs Konservatorium zu schicken - gefragt mussten diese nicht werden, weil es ja seit Langem ihr eigener inniger Wunsch war. Zusätzlich, beschlossen seine Eltern, würde Maximilian bald nach der Rückkehr Geigenunterricht bei einem befreundeten Lehrer erhalten, wozu Sobieskis gleichzeitig ernst nickend hinzufügten, dass Anja, wenn sie Lust hätte, selbstverständlich das Klavierspielen lernen könnte.

Nach der anfänglich freudigen und gelösten Stimmung war es während dieser weitreichenden Entscheidungen unversehens merkwürdig still geworden; vielleicht oder wahrscheinlich, weil sie weit in eine unbestimmte und unsichere Zukunft reichten. So überließ man jetzt die Kinder einfach sich selbst, die sich ihrerseits dadurch Luft verschafften, dass sie sich lachend und scherzend gegenseitig zum Singen und Tanzen aufforderten. Die Erwachsenen spürten alle, als hätten sie sich abgesprochen, eine schwer zu fassende Beklemmung und gingen wortlos und leise in den großen Salon hinüber.

»Es wird Krieg geben, mein lieber Janek«, begann Magda Sobieska, als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, »das steht so fest wie das Amen in der Kirche.« Als sie den unsi-

cheren und fragenden Blick in Jans Augen sah, fügte sie leicht gereizt hinzu: »Und daran wird deine Leichtgläubigkeit am wenigsten etwas ändern.«

»Ich bin gar nicht so leichtgläubig«, wehrte sich Jan. »Ich habe nur mächtige Angst vor dem, was kommen wird, gleichgültig, was da auf uns zukommt.«

»Und ich habe dir heute bereits im Zug gesagt«, mischte sich Helena, Jans Frau, ein, »dass uns deine ewige Angst allein, wie die Angst jetzt überall, nicht einen Schritt weiterbringt.« Sie setzte sich aufrecht im Sessel hin und deutete auf jeden Einzelnen mit dem Zeigefinger. »Wir müssen«, sagte sie ganz langsam, jedes Wort einzeln betonend, »an unsere Kinder denken und sehen, wie wir sie in Sicherheit bringen, bevor uns die Deutschen angreifen.« Sie klopfte mit der flachen Hand auf den Tisch. »Freunde, wir müssen etwas tun!«

Das Sonderbare an der Situation war, dass sie alle vier diese Unterhaltung auf Deutsch führten, der Sprache, die die Menschen nun, Anfang Januar 1939, in Warschau, Posen und Danzig immer stärker zu fürchten begannen. Sie sprachen aus alter Gewohnheit Deutsch. Die vier Freunde hatten das schon früher getan, jedes Mal wenn sie über aktuelle Politik oder andere heikle Dinge redeten und Sorge hatten, dass die Kinder sie zu deutlich verstehen könnten, jedenfalls glaubten sie das alle.

Helena und Magda Sobieska waren Deutsche aus Posen, deren Muttersprachen sowohl Deutsch als auch Polnisch waren. Beide Sprachen beherrschten sie gleich gut, ohne die Spur eines Akzents. Ihre Männer gehörten dagegen einer polnischen Schicht an, zu deren Kultur die deutsche Sprache als etwas Selbstverständliches und Unabdingbares dazugehörte.

Pan Sobieski und Jan waren seit vielen Generationen Nachkommen polnischer Adelsfamilien, obwohl Jans Name, Graf Schniewitz von Hohenholte, deutsch war und die Familie ursprünglich aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation stammte und vor mehr als drei Jahrhunderten mit den Kreuzrittern nach Kurland verschlagen worden war. Er war Pole und fühlte sich als Pole, ebenso wie seine Mutter,

Babcia Fujarka, die der Szlachta angehörte, dem alten polnischen Adel.

Da ihre Frauen vor Jahren für Polen optiert hatten und polnische Staatsbürgerinnen geworden waren, hatten sie alle miteinander, wie sie nun gemeinsam am Kamin saßen, ihre ganz besondere deutsch-polnische Beziehung. Anjas und Maximilians Eltern konnte man allein deshalb zu den eingeweihten und gut informierten Kreisen zählen, weil ihnen beide Seiten und beide Mentalitäten, die polnische wie die deutsche, geläufig waren und sie Deutschland aus vielen Aufenthalten gut kannten. Dass sie sich jetzt uneins waren, lag vor allem an ihren Temperamenten und Motiven. Einige Augenblicke lang saßen sie schweigsam da, blickten nachdenklich in die zuckenden Flammen des riesigen Kamins und hörten angespannt auf das leise Knistern des Feuers.

Die Männer wussten, dass sie als polnische Offiziere wahrscheinlich eines Tages kämpfen mussten und aus dem Land nicht weglaufen würden. Die Frauen dachten zuerst an das Schicksal ihrer Kinder und beurteilten die Lage viel nüchterner und praktischer, sie besaßen außerdem das patriotische Pathos ihrer Männer nicht. Im Augenblick aber war noch gar nichts entschieden. Das Pendel konnte vielleicht in andere Richtungen ausschlagen – mit Gottes Hilfe, wie Jan hoffte, in die richtige Richtung. Sie sprachen sehr lange miteinander und manchmal im Eifer gegeneinander, bis die Kinder müde ins Zimmer kamen und sie baten, ins Bett gebracht zu werden.

Es war sein letzter Ferientag in Slebowo. Maximilian ging zum Abschied in den Stall zu den Pferden hinüber. Im Dämmerlicht und in der Kälte konnte er ihren dampfenden Atem sehen und bedauerte sie aus tiefstem Herzen – sie und sich, denn seine Trauer wegen der nahenden Abreise war groß. Dann ging er in den Seitenflügel, um sich vom alten Gutsverwalter zu verabschieden, der, als er ihn eintreten sah, verlegen brummend in seinen Sachen kramte und schließlich aus einer Schublade nachdenklich ein Döschen herausholte.

»Da, nimm das, vielleicht brauchst du's einmal ...«, nuschelte er und kratzte sich hinter dem Ohr.

»Was ist da drin?«

»Sag ich dir nicht. Mach's auf, wenn du zu Hause bist, eher nicht ...« Es klang etwas unwirsch, war aber nur sein Ausdruck der Verbundenheit.

Maximilian versprach es, sagte noch »Do widzenia« und ging verwirrt und gedankenverloren die Stufen zum Hof hinunter.

Als er auf die schneebedeckten Pflastersteine trat, fiel ihm ein, dass er in diesem Winter gar nicht bei den Pfauen gewesen war, die der größte Stolz seiner Großmutter waren. Sie hielt diese schönen Vögel wie Königskinder und verwöhnte sie in ihrem Gehege, in dem es beinahe so aufgeräumt war wie in der Kutschremise, die gleich nebenan lag. Auch der Junge liebte diese Tiere, nicht nur wegen ihrer majestätischen Schönheit, sondern wohl eher wegen ihres stolzen Charakters.

Manchmal geschah es im Sommer, erinnerte er sich, dass sie im Park auf die helle halbrunde Steinbalustrade neben dem Ginkgobaum aufflogen, dort, nun von der Buchsbaumhecke halb verdeckt, ein prächtiges Rad schlugen und dann wie bunte Fabelwesen aus seinem Sagenbuch aussahen. Manchmal passierte es sogar, dass sie sich von diesem Balustradenplatz erhoben und in die Äste des uralten Ginkgos flogen, wo sie sich riesig groß, edel und erhaben niederließen.

Maximilian liebte diese Anblicke. Heute jedoch saßen sie fröstelnd zusammengekauert und schliefen. Wenn sie nicht in Bewegung sind, dachte er, können selbst die schönsten Tiere sehr langweilig sein, und machte sich eilig auf den Weg, um aus der Kälte in sein Zimmer zu kommen. Er hatte keine Uhr, aber sein Gefühl sagte ihm, dass es langsam Zeit wurde, sich auf das Mittagessen und die Gäste vorzubereiten.

»Maximilian«, und noch einmal, lauter: »Maximilian!« Die Haushälterin blieb auf dem Treppenabsatz stehen und rief nach oben in Richtung des Kinderzimmers: »Maximilian, Pan Kozlowski ist da, dein Onkel Stanislaus ist eben angekommen!« Die Kinderzimmertür ging mit Schwung auf und Maximilian steckte seinen Kopf heraus.

»Max, du musst deinem Onkel aus dem Schlitten helfen, es ist gerade sonst niemand da!«

Der Junge wusste, dass sich sein Onkel schlecht bewegen konnte und rannte in Pantoffeln die Treppe hinunter.

»Wójek Stan«, rief er schon von der Haustür, »bleib sitzen, ich helfe dir heraus!«

Sein geliebter Wójek, der Bruder seiner Großmutter, hatte immer irgendwelche leichten Gebrechen; Rheuma, vermuteten die Leute, Ischias, sagten andere, Durchblutung oder die Hüfte – nicht einmal sein Onkel wusste es genau. Fest stand jedenfalls, dass es ihm von all den vielen Diagnosen auch nicht besser ging und er wirklich nicht gut laufen konnte.

Maximilian mochte ihn sehr, weil er trotz der Schmerzen Optimismus und gute Laune verbreitete, und er mochte ihn, weil er ein großes Interesse an ihm hatte. »Mäxchen, du musst mir, bevor ich auf meine teure Schwester stoße, auf deinem herrlichen Flügel vorspielen.«

Der tiefere Grund für seinen Vorschlag war, dass er nach der langen Fahrt aus Znin in Ruhe eine Zigarre rauchen wollte. Babcia Fujarka liebte Zigarrenqualm nicht und begründete ihre Abneigung mit dem Verweis auf die Gesundheit ihres Bruders.

Maximilian feuerte, gänzlich unbekümmert falscher Töne, eine Etüde von Chopin auf den Onkel ab, weil er genau wusste, dass sie gerade jenes Stück war, das Wójek Stan von Frédéric Chopin am meisten liebte.

»Sag doch, Mäxchen«, fragte der Onkel, als der letzte Ton verklungen war, »hast du schon mal was von Jazzmusik gehört?«

Der Junge, überrascht, weil der Onkel überhaupt nicht auf Chopins Musik und sein Spiel eingegangen war, wiegte den Kopf, was weder Ja noch Nein hieß. »Gehört schon, aber gespielt noch nicht ...«

Der Ältere sah Maximilian kurzsichtig über die Brille hinweg prüfend an. »Wenn du im Sommer wiederkommst, bekommst du von mir Jazznoten fürs Klavier.« Er deutete mit dem Zigarrenstummel auf den Jungen, der verblüfft und mit

leicht geöffnetem Mund vor ihm stand und fügte hinzu: »Ich glaube, du bist der Typ für Jazz, nein, ich glaube es nicht, Mäxchen, ich weiß es!«

Eine Fortsetzung des Gesprächs schien ganz sinnlos in dem Moment, als die Großmutter matronenhaft das Zimmer betrat. Aber einen Zweck hatte der Onkel wohl doch erreicht: den Jungen nämlich auf eine neue Fährte gesetzt zu haben.

Als sie in die große Halle traten, bemerkte Maximilian auf den ersten Blick, dass auch die Sobieskis angekommen waren. Sie unterhielten sich scherzend mit Witold, der seine alleinstehende Mutter bereits am frühen Vormittag aus Dulsk hergebracht hatte. Da alle versammelt waren, konnte mit dem Mittagessen begonnen werden.

Maximilian hatte Hunger. Er freute sich, dass heute im kleinen Salon serviert wurde, den er viel lieber mochte, weil er nicht so riesig und mit seinen zierlichen englischen Möbeln überhaupt angenehmer eingerichtet war. Der stuckbesetzte, etwas protzige Saal mit den großen Ölgemälden und der dunklen Holztäfelung war schlechter zu beheizen und wurde im Winter selten benutzt. Im kleinen Salon, den sie wegen seiner lindgrünen Brokattapete das Seledinzimmer nannten, war der Tisch heute für zwölf Personen gedeckt, weil sogar Tante Gosia, neugierig auf die musikalischen und sonstigen Fortschritte ihres Großneffen, aus Smuszewo gekommen war.

Es wurde zweimal im Jahr ein besonderes Festessen für die Kinder veranstaltet, immer wenn sie aus den Ferien verabschiedet wurden. Anja würde bereits heute Abend mit ihren Eltern nach Gnesen abreisen, eine wesentlich kürzere Strecke als die, die Maximilian und seinen Eltern am morgigen Tag bevorstand. Obwohl es nach Posen nicht weiter als sechzig Kilometer waren, war es für Anja eben nur ein Katzensprung.

Die Kinder waren heute selbstverständlich der Mittelpunkt; und so war es nur normal, dass sich die Unterhaltung am Tisch in der Hauptsache um sie drehte. Auch wenn in der Großfamilie der Kozlowskis die Kinder einen allgemein guten Stand hatten und von einigen Familienmitgliedern sogar vergöttert wurden, fehlte es heute doch nicht ganz an Stimmen,

die kritisch anzumerken hatten, dass junge Menschen – ganz allgemein natürlich – in diesen schwierigen Zeiten etwas mehr Disziplin, Fleiß und Ordnung lernen könnten.

Diese Anspielungen sollten vor allem, das wusste jeder in der Runde, Jan und Helena treffen, die gerade auf solche Prinzipien wenig Wert legten. Zwischen Jan und seiner Mutter schwelte seit ewigen Zeiten ein Disput, der wohl auch aus dem schlechten Gewissen Babcia Fujarkas herrührte und also niemals ein Ende finden würde. Sie beide betrachteten Kinder mit ganz unterschiedlichen Augen.

Heute hingegen lenkte die Großmutter generös ein, früher als sonst, etwas widerwillig zwar, aber mit einem nachsichtigen Lächeln im Gesicht, weil sie, wie in den vergangenen Tagen, in ausgezeichneter Verfassung war und im Übrigen die allgemein gute Stimmung nicht verderben wollte; außerdem wusste sie, dass sie heute ganz sicher die Mehrheit der Stimmen gegen sich gehabt hätte. So wurde das Gespräch ziemlich bald entschärft und das Thema versandete schließlich ganz. Die Frage aber, wie man zu Kindern sein sollte, blieb noch lange im Raum und in den Köpfen einiger Anwesender hängen.

Als sie alle das Zimmer verließen, um sich im Haus zu verteilen und in Ruhe zu packen, fasste Onkel Stan Jan leicht unter den Arm und zog ihn sanft zum Herrenzimmer hin. Jan rauchte keine Zigarren, dafür liebend gern Zigaretten, die er in eine Piwka, eine silberne Zigarettenspitze, steckte und in einer für ihn typischen, etwas graziösen Haltung hielt. Das konnte niemand nachahmen und auch nicht die Art, wie er anschließend den Rauch ausblies. Vieles an ihm war bemerkenswert. Jan war trotz seiner fülligen Figur ein eleganter Mann, der sehr auf sein Äußeres achtete.

Natürlich unterhielten sie sich über Politik. Kein Thema war so beherrschend wie die Drohung eines möglichen Krieges. Doch als sie schließlich genug hatten von Szenarien, die sie an die furchtbaren Schrecken des letzten Krieges erinnerten, wechselte Stanislaus das Thema und kam auf etwas zu sprechen, das ihm heute sehr wichtig zu sein schien.

»Weißt du, mein lieber Jan«, begann er das Gespräch, »ich habe ja deine Eltern gekannt, lange bevor du auf der Welt warst. Ich habe auch deinen Vater sehr, sehr gut gekannt, damals ...«, er musste leise in sich hineinlachen, »schon als ich in Warschau noch die Schulbank drückte, da war dein Vater bereits Staatsrat oder Staatssekretär, ich weiß es jetzt nicht genau, aber was ich genau weiß: Er war, mein Junge, ein wirklich feiner und gebildeter Mensch.«

Onkel Stan musste sich besinnen, was er eigentlich sagen wollte, denn die Erinnerung an Warschau und die Vorkriegszeit drohte vollkommen, ihn in eine längst vergangene Zeit zu entführen.

Er musste deshalb einen neuen Anlauf nehmen. »Heute hat mir Maximilian etwas vorgespielt.« Er nannte ihn jetzt nicht Mäxchen, weil jedermann wusste, dass Jan seinen Sohn nur mit Maximilian ansprach und wohl der Einzige war, der das immer tat. »Sieh mal, Janeczku, du hast ein Kind, das etwas Besonderes ist. Ich habe das oft gesagt und sage es heute noch einmal«, Onkel Stan holte tief Luft, »weil meine Schwester, sprich, deine Mutter, heute wieder einmal Bemerkungen gemacht hat, die mir gar nicht gefallen haben.« Er knöpfte sich die Jacke auf, um bequemer sitzen zu können. »Als dein Vater starb, warst du sehr jung, du warst sieben oder acht Jahre alt.«

»Sieben«, nickte Jan.

»Vieles wirst du nicht wissen, weil du ja zu klein warst. Dein Vater hat dich von Anfang an wie einen Prinzen behandelt, und du ...«, Onkel Stan machte eine Pause, »wurdest ja auch, wie man sieht, ein Prinz.«

Er machte eine weitere Pause und meinte dann mit großer Zuneigung und Wärme in der Stimme: »Dein Vater hat alle seine Liebe, alle seine Kraft in dich hineingesteckt und dir, also einem kleinen Kind, unablässig gezeigt, wie unsagbar schön das Leben ist. Von ihm hast du viel von deiner Lust auf das Leben und auf die Welt bekommen, auf dich selbst und dann auch schließlich auf deinen Sohn Maximilian.«

Obwohl es ziemlich offene und ungewöhnliche Worte waren, war seine Rede überhaupt nicht pathetisch, sondern eher eindringlich. Jan saß wegen dieser unvermittelten Freimütigkeit und Offenheit leicht verwirrt und benommen da. Er blickte Onkel Stan mit großen, verwunderten Augen an.

»Ja, so, genau so war dein Vater zu dir, solange ich ihn kannte. Weißt du, mein lieber Jan, es hat ihm immer einen Heidenspaß gemacht, dir überall den Vortritt zu lassen, dir alle Wege zu ebnen, dich nie, niemals zu unterdrücken, und dich zu fördern und zu stärken ...«

Wirklich, dachte Jan, ich sehe das Bild noch ziemlich gut vor mir: mein Vater als der Diener seines Sohnes – aber was war er mir doch für ein wunderbarer und erstklassiger Diener ... er, mein liebster Freund, mein größter Bewunderer, der alles für mich tat. Jan blickte versonnen und etwas traurig vor sich hin.

»Warum war er wohl so?«, fragte er dann. »Was meinst du?«

»Das hat ihm einfach ungeheuren Spaß gemacht!« Stanislaus schnippte mit den Fingern. »Er hat so viel Größe und Stärke gehabt, dass er sich selbst ganz und gar nach hinten stellen konnte. Richtige Machtkämpfe gab es zwischen euch, glaube ich, überhaupt nicht, denn er muss der Meinung gewesen sein, dass er als Erwachsener einem kleinen Buben gegenüber sowieso und in jeder Beziehung überlegen war – somit war es für ihn selbstverständlich, dass du stets das dickste Stück Kuchen, die vordersten Plätze und die größten Rechte hattest. Damit hat er dich, lieber Jan, ganz schön geprägt.«

Onkel Stan musste sich in den Sessel zurücklehnen. Er sah eine Weile durch die halbrunden Bogentüren nach draußen, auf die zauberhaft mit Schnee bedeckten Büsche und Sträucher. Die kurze Rede hatte ihn sehr angestrengt, denn er merkte deutlich, dass er nicht nur zu Jan gesprochen hatte, sondern in seine alte Oppositionsrolle verfallen war, gegen die Überzeugungen vieler Eltern aufzubegehren, gegen Haltungen, die immer noch weit verbreitet waren und die so

unabänderlich zu sein schienen. Sein alter, längst verstorbener Schwager war bereits damals unter all den patriarchalischen Vätern eine Ausnahme gewesen. Jan gehörte für ihn ebenfalls zu diesen seltenen Ausnahmen. Onkel Stan beugte sich wieder zu seinem Neffen vor.

»Du hast ein außergewöhnliches Kind, lieber Jan. Wir beide wissen, dass Maximilian, so wie er ist, nicht einfach vom Himmel gefallen ist. Denn so wie du Kraft von deinem Vater bekommen hast, so wie du seine Liebe geerbt hast, so hast auch du an dein Kind alles das weiterverschenkt, damit es sich genauso wertvoll und gut fühlt, wie du dich einmal gefühlt hast. Ich weiß, dass ich sehr direkt und offen mit dir rede, aber ich musste es dir einmal sagen. Ja, mein Junge, und zum Schluss: Trage dein Kind auf Händen, und du wirst sehen, dass es eines Tages ein starker, bedeutender und glücklicher Mensch wird!«, ergänzte er lächelnd. »Aber wahrscheinlich weißt du das alles selbst viel besser als ich.«

Er blinzelte Jan verschmitzt an, atmete kräftig aus und griff zu seiner Zigarre, die längst im Aschenbecher erloschen war. Jan nahm umständlich und verlegen seine Piwka aus dem Zigarettenetui. Er verstand, warum Maximilian seinen Wójek so gern hatte.

Warum aber hat er mir das alles so feierlich erzählt?, fragte er sich nachdenklich. Anstatt sich weiter über Stans schöne Rede zu freuen, überkam ihn plötzlich ein ungutes Gefühl im Magen.

Während die Männer im Herrenzimmer rauchten und redeten, gingen Anja und Maximilian nach draußen, um vor der Abreise noch schnell Schlittschuh zu laufen. Als sie am Teich ankamen, bückte er sich, um ihr die Schuhe zuzuschnüren. Als er zu ihr aufsaß, fürchtete er, dass er rot im Gesicht geworden war, und ahnte, dass es nicht vom Frost allein kam. Sie liefen über die Teiche am Haus und unter der kleinen Steinbrücke hindurch. In gelblichen und rötlichen Pastelltönen malte die untergehende Sonne vom tief verschneiten Slesowo ein wundervoll stilles und friedliches Bild.